

Nr. 73. Bromberg, den 23. April 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

(3. Fortsetzung.) ——

In diesem Augenblick hat der alte Geheimrat fast eine Empfindung des Mitleids.

„Sie sind ein Phantast, Doktor Magnus. Sie haben sich in Utopien verrannt. Ich weiß sehr wohl, was Sie meinen. Sie haben gewisse Erfindungen gemacht, die Kommerzienrat Hölderlin mir andeutete. Es ist Ihnen gelungen, einige Dinge zu vervollkommnen, die andere Ärzte längst vor Ihnen erdacht. Ich kenne auch Ihr kleines Sanatorium draußen und Ihre Gedanken, daß der Arzt der Zukunft von seinem Studierzimmer aus die ganze Welt kurieren könne. Phantasterei ist es, Herr Doktor. Gewiß, es kann große Bedeutung haben, wenn der Arzt am Lande einen Patienten irgendwo auf einem Schiff draußen auf dem Ozean beraten kann. Es ist eine große Sache, wenn ich hier, was längst ja erprobt ist, die Herztöne eines Patienten, der drüben in der Klinik liegt, auf drahtlosem Wege überwachen kann, aber nie werden diese Dinge die persönliche Untersuchung des Arztes ersetzen können. Das individuelle Eingehen und Studieren seiner Person —"

„Sehr richtig, Herr Geheimrat, ich meine auch etwas vollkommen anderes."

„Was meinen Sie?"

So wunderlich es ist, in diesem Augenblick hat auch der Geheimrat vergessen, wie der Beginn dieses sonderbaren Gespräches war, und ist nur der Wissenschaftler.

„Wenn Sie wollen, Herr Geheimrat, sind wir beide morgen in dem Besitz der Macht, die Gedanken der Menschen zu lesen."

„Unsinn!"

„Durchaus nicht. Was ist es weiter, als ein kleiner Schritt vorwärts? Sie selbst haben vorhin zugegeben, daß es bereits Gemeingut der ärztlichen Welt ist, die Herztöne und natürlich auch jeden anderen Laut, jede andere Schwingung des menschlichen Körpers auf dem Wege drahtloser Übertragung wiederzugeben. Auch die Denkarbeit löst selbstverständlich Schwingungen aus, wenn auch ganz unendlich feine; wenn nur die richtige, genügend feinfühlige Maschine erfunden worden ist, die eben diese Schwingungen wahrzunehmen und zu übertragen vermag, so ist es selbstverständlich. daß es möglich sein muß, zwei Gehirne eben durch diesen Apparat derart miteinander zu verbinden, daß die Schwingungen, die die Denkarbeit in dem einen verrichtet, auf das andere übertragen werden und somit dieses andere Gehirn genau die gleichen Gedanken faßt. Ebenso müßte es möglich sein, diese Schwingungen in Alphabete oder Worte zu übersetzen und laut werden zu lassen."

Der Geheimrat lachte.

„So wird also der Schriftsteller der Zukunft, nach Ihrer Meinung, sich behaglich auf dem Sofa ausstrecken und sich seine Arbeiten ausdenken, während neben ihm ganz automatisch und ohne weitere menschliche Hilfe die Schreibmaschine klappert und die Gedanken jenes ruhenden Mannes auf das Papier tippt?"

Der Doktor antwortete ruhig:

„Sie belieben, Herr Geheimrat, die äußerste Konsequenz zu ziehen. Sie liegt allerdings durchaus im Bereich der Möglichkeit, wenn wir auch vorläufig noch lange nicht so weit sind."

„Und niemals so weit sein werden. Ganz gewiß, Doktor Magnus, Sie verrennen sich in törichte Gedanken. Und nun bitte ich Sie, mich zu entschuldigen. Ich will vergessen, was Sie mir heute gesagt haben. Ich will vergessen, daß Sie den Versuch machten, gewissermaßen mich um den Preis einer Unmöglichkeit, die Sie mir bieten, zu veranlassen, an meiner Tochter und ihrem Lebensglück zum Verräter zu werden."

Magnus wehrte ab.

„Herr Geheimrat, ich bedarf durchaus weder Ihres Mitleids noch Ihres Rates. Ich kam zu Ihnen, um Ihnen einen ehrlichen Bund anzubieten, und Sie irren, wenn Sie das, was ich sage, für Phantasterei halten. Sie haben mich noch gar nicht zu Ende gehört. Im übrigen — ob Ihre Fräulein Tochter Herrn Werner Hölderlin heiratet, um die Gattin des Seniorchefs der Hölderlin-Werke zu werden, oder mich, der ich Ihnen etwas anderes biete, ist kein großer Unterschied. Oder glauben Sie vielleicht an eine große Leidenschaft zwischen jenen beiden?"

Der Geheimrat fährt wieder auf:

„Ich verbiete Ihnen nochmals —"

„Ein letztes Wort, Herr Geheimrat, dann gehe ich und bitte Sie, sich zu überlegen, was ich gesagt habe. Die Erfindung ist gemacht. Nicht von mir, von einem jungen amerikanischen Forscher. Sie ist erprobt, nicht das, was Sie mir vorhin sagten, aber die Übertragung der Gedanken von einem Gehirn auf das andere, und damit die Möglichkeit, jeden Gedanken eines Menschen zu lesen und wiederzugeben. Der Erfinder selbst ist körperlich unter seinem Werke zusammengebrochen. Er wird höchstens noch einige Wochen zu leben haben. Ich bin in der Lage, dieses Geheimnis, das er auf das Sorgsamste hütet, von ihm zu kaufen. Er hat es auf ein geheimes Paßwort im Tresor einer Bank deponiert und verlangt fünftausend Dollar, dann wird er das Paßwort nennen."

„Ein Betrüger."

„Durchaus nicht. Er hat mich so weit in seine Erfindung eingeweiht, daß ich die volle Überzeugung davon habe, daß sie gemacht ist. Und warum nicht? Sie selbst müssen zugeben, daß sie nur ein weiterer Schritt auf der bereits eingeschlagenen Bahn ist."

„Wahnsinn. Was will der sterbende Mann mit fünftausend Dollar? Ein Betrüger ist es!"

„Im Gegenteil. Er will mit diesem Gelde seine Mutter versorgt sehen, die er zurückläßt."

„Er ist ein Betrüger und —"

„Herr Geheimrat, mein letztes Wort. In dem Augenblick, in dem Sie in meine Verlobung mit Fräulein Isolde einwilligen und mich in Ihrem Sanatorium als Ihren Vertreter und Sozius aufnehmen, gestatte ich Ihnen, die fünftausend Dollar, die Sie ja später von der Mitgift abziehen können, zu erlegen, und wir beide sind im Besitz dieser gewaltigsten Errungenschaft, die die Forschung zu bringen vermag."

Der Geheimrat sagt im Ton höchster Empörung: „Ich habe Sie bis jetzt angehört, weil ich in der Tat Mitleid mit Ihnen empfand. Und nun beenden wir dieses unser letztes Gespräch. Was Sie sagen, ist Wahnsinn. Der Mann ist ein Betrüger! Vielleicht ein Betrüger aus gutem Herzen, weil er auf Kosten irgendeines Dummen — und daß ein solcher sich finden läßt, beweisen Sie ja, Herr Doktor — seine Mutter versorgen will. Aber nehmen Sie selbst an, jene Erfindung wäre gemacht, dann wäre es das furchtbarste Unglück, das je über die Welt hereinbrechen könnte. Dann wäre dem furchtbarsten Verbrechen Tor und Tür geöffnet.

Dann wäre jedes Vertrauen aus der Welt verschwunden. Dann wäre jedes Menschenrecht und jede Menschenwürde ausgerottet. Nichts Fürchterlicheres, als daß einmal die eigenen Gedanken nicht mehr eines Menschen unbeschränktes Eigentum wären! Herr Doktor, um solch eine Erfindung in die Welt zu setzen, würde ich nie einen Finger rühren! Im Gegenteil, wüßte ich, daß sie gemacht ist, ich würde die Hälfte meines Vermögens geben, um sie zu erwerben und im Interesse der ganzen Menschheit zu vernichten."

Ein höhnisches Lächeln liegt um des Doktors Mund.

„Ich dächte, nur derjenige, der seine Gedanken vor der Welt verbergen wollte, könnte fürchten, daß andere sie kennenlernten."

Geheimrat Milanius empfindet die Beleidigung und hebt seine Hand.

„Hinaus!"

Der Doktor geht bis an die Tür.

„Ich bin heute abend bis sechs Uhr in meinem Arbeitszimmer! Ich würde mich freuen, wenn Sie zu mir kämen, Herr Geheimrat, und ich in der Lage wäre, Ihnen die Beweise meiner Behauptungen zu geben."

Der Geheimrat wiederholt seine Handbewegung.

„Hinaus, sage ich."

Dr. Magnus verneigt sich und sagt in verbindlichem Ton: „Ergebenste Empfehlung an Fräulein Isolde, Herr Geheimrat."

Er geht hinaus. Er schreitet durch den Park. Seine Beherrschung ist, nun er sich allein weiß, zu Ende. Auf seinem Gesicht spiegelt sich der innere Kampf, mit dem er sich zur Ruhe zwingt. Draußen sitzt Erika Milanius auf einer Bank. Sie hat gelesen, aber jetzt läßt sie das Buch sinken. Sie sieht den Doktor aus dem Hause treten und durch den Park gehen. Sie sieht den Ausdruck des von innerer Erregung verzerrten Gesichtes, dann erblickt der Doktor auch sie und hat sich sofort in der Gewalt. Er will auf sie zutreten und zieht den Hut. Aber das junge Mädchen ist wie von Entsetzen gepackt. Sie fühlt, wie sie unwillkürlich am ganzen Körper zittert.

„Gnädiges Fräulein, hoffentlich ist den Damen der gestrige Abend gut bekommen. Ist auch Ihre Fräulein Schwester im Park?"

Sie starrt ihn an.

„Nein, Herr Doktor. Meine Schwester ist ganz früh ausgefahren — Frau Kommerzienrat Hölderlin hat sie abgeholt. — Verzeihen Sie — ich — ich muß —."

Sie rennt durch den Park davon, als sei sie gehetzt. Sie fühlt, daß sie dunkelrot geworden ist, und glaubt, daß jener ihr ansehen müsse, daß sie gelogen hat. Aber ihr war, als müsse sie lügen, als müsse sie ihre Schwester schützen vor diesem Manne. Als gäbe es ein furchtbares Unglück, wenn jener wüßte, daß Isolde nur wenige Schritte von ihnen entfernt, auf dem Altan der Villa säße. Magnus glaubt ihr. Ihm fällt die seltsame Art des Mädchens, das noch ein halbes Kind ist, nicht weiter auf. Er verläßt das Tor des Parkes und steigt in das Auto, das ihn in seine Stadtwohnung bringt. Isolde Milanius hebt den Kopf von ihrem Buch, als sie die Schwester heranlaufen sieht.

„Was gibt's, Kind?"

„Nichts, gar nichts."

„Du siehst aus, als seist du vor jemand geflohen?"

„Unsinn, was du nur hast!"

Jetzt kommt auch der Geheimrat durch den Park geschritten. Isolde sieht ihn fragend an.

„Du hattest Besuch?"

„Dr. Severin Magnus war bei mir."

Unwillkürlich erschrickt Isolde. Ihr Vater blickt sie an.

„Er war ungezogen zu mir, und ich war leider genötigt, ihm unser Haus zu verbieten."

„Gott sei Dank!"

Die kleine Erika hat diesen Ruf wie eine Erleichterung ausgestoßen und fragend sieht der Geheimrat zu ihr hinüber.

„Ich mag ihn nicht, Vater, er kommt mir vor wie ein Teufel."

Der Geheimrat streicht seinem jüngsten Kinde über den dunklen Kopf.

„Ei, ei, Kind. Aber ich glaube, er ist nur ein Tor. Und du, Isolde? Was sagst du zu ihm?"

Prüfend liegt jetzt des Geheimrats Blick auf ihrem Gesicht, und sie wendet sich langsam zu ihm.

„Ich glaubte, Vater, ich würde mich heute vormittag mit Dr. Magnus verloben?"

„Liebst du ihn denn?"

„Ich glaube es manchmal."

Seltsam war das. Es lag weniger Schmerz als nachdenkendes Sinnen in ihren Zügen. Und der Geheimrat schüttelte leise den Kopf.

„Kinder, ich habe Hölderlins versprochen, daß ihr mit ihnen eine Spazierfahrt macht. Wollt ihr die Damen nicht abholen? Ich habe das Auto bereits bestellt."

Erika ist erfreut. „Ich hole schnell meinen Hut!"

Der Geheimrat und Isolde bleiben allein.

„Kind, Kind, auch ich hatte allerdings in diesen Tagen an deine Verlobung gedacht — Werner Hölderlin —."

Sie sieht ihn fast verwundert an.

„Ich kann mich doch nicht mit beiden verloben."

Der Geheimrat sieht ihr besorgt in das Auge.

„Du liebst Severin Magnus nicht. Ich würde nie einwilligen! Ich sagte dir, daß ich ihm unser Haus verboten habe. Werner Hölderlin liebt dich, und ich glaubte, daß auch du —."

„Das glaubte ich auch immer."

Sie sprach so ruhig und langsam, als spräche sie gar nicht von sich selbst, sondern von einer dritten Person.

„Und jetzt —."

„Ich weiß nicht, ich habe ganz bestimmt geglaubt, daß ich mich heute vormittag mit Severin Magnus verloben werde."

Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie sich von einem Zwange befreien.

„Du hast gestern mit ihm gesprochen?"

„Ein paar Minuten. Er war ja nur wenige Augenblicke in der Gesellschaft."

„Und was hat er dir gesagt?"

„Daß er heute zu dir gehen wolle, um mich anzuhalten."

„Und du, was antwortetest du?"

„Ich glaube, nichts. Ich glaubte eben, daß wir uns heute verloben würden."

Der Vater verstand sein Kind nicht.

„Ich bereite dir Schmerzen mit meiner Weigerung?"

„Nein, ich wundere mich nur. Laß mich gehen, Vater, ich muß mich jetzt zurecht machen."

Sie tritt bis an die Tür. Dann wendet sie sich um und eilt wieder auf ihn zu, umschlingt ihn mit ihren Armen und fängt an zu weinen. Der Geheimrat drückt sie an sich.

„Armes Kind, hast du ihn denn wirklich so lieb?"

„Ich weiß selbst nicht, wie mir ist. — Ich habe Furcht vor mir selbst. Er wird nicht mehr wiederkommen?"

„Ich mußte ihm unser Haus verbieten."

Sie geht wieder bis zur Tür, bleibt stehen, schüttelt noch einmal den Kopf.

„Warum habe ich nur diese feste Überzeugung, daß ich mich dennoch mit ihm verloben werde?"

Sie geht langsam zur Tür hinein in das Haus, und der Geheimrat schreitet schnell durch den Park. Er achtet nicht auf den letzten, wundervoll warmen Herbsttag nach der kalten Sturmnacht, die gestern schon den Winter andeutete. Er läßt ein zweites Auto bereitstellen. Er muß zum Geheimrat Hölderlin fahren und erforschen, was zwischen Severin Magnus und seiner Tochter Isolde während des Balles vorgegangen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Klimmchens Glückstag.

Humoreske von Eugen Isolani.

(Nachdruck verboten.)

Herr Klimmchen ist bei allen seinen Bekannten als ein rechter Pechvogel bekannt und bei seinen Skatfreunden sogar als solcher geschätzt. Er war auch niemals geneigt, sich dieses seines Unglücks halber zu schämen, denn er wußte, daß in das Glück eines Menschen gerade jene Lücke in Geistesanlagen hineinzupassen pflegt, welche man Dummheit nennt. Er hielt sich daher, ob mit Recht oder Unrecht sei hier nicht entschieden, für einen sehr gescheiten Kopf. Diese seine Gescheitheit ließ ihn denn auch nur in den allerseltensten Fällen einmal die Karten ergreifen, denn er wußte nur zu genau, daß solch ein Griff ins volle Skatleben ihm immer teuer zu stehen kam.

Heute nun aber, als er in seinem Stammkaffeehause seine Freunde Meier und Müller sitzen und auf den dritten Mann vergebens ausschauen sah, da überwog sein freundschaftliches Gefühl die zarte Rücksichtnahme auf seine Kasse, und er willigte ein, den Bitten seiner Freunde nachzukommen, setzte sich nieder und spielte Skat.

„Sie spielen zwar gewöhnlich wie ein Nachtwächter am Tage, wenn er schläfrig ist", meinte Herr Meier, „doch in der Not frißt der Teufel gebratne Fliegen anstatt Rebhühner. Also setzen Sie sich, Herr Klimmchen, seien Sie ein Mann, das heißt ein dritter Mann!"

Und Herr Klimmchen setzte sich nieder an den Tisch und mischte die Karten. Ein unheimliches Gefühl überkam ihn. Nach langer Zeit stellte er wieder einmal das Glück auf die Probe. Wieviel wird das wieder kosten!

Aber weiß der Teufel! Gleich das erste Spiel brachte dem Pechvogel eine Überraschung. Er hatte die Karten gegeben, und dies schwierige Geschäft, das ihm sonst nie so ohne alle Unfälle von statten ging, gelang ihm diesmal, ohne daß er erst vergab, noch daß er einen Teil der Karten

zur Erde fallen ließ, wie einmal, als er beim Aufheben derselben den ganzen Spieltisch ins Wanken brachte und alles, was darauf lag, auf die Erde warf. Ja, er hatte sogar heute die Hand voller Trümpfe und alles klappte so vortrefflich, als ob ihm plötzlich gute Kartengeister entstanden seien, welche die Karten für ihn just gerade so zurecht gelegt hatten.

Und der ersten Überraschung folgte eine zweite und eine dritte und so fort. Er wurde in so unvernünftiger Weise heute Abend vom Glück verfolgt, wie er es in seinen kühnsten Träumen niemals zu wünschen gewagt hätte. Er mochte reizen, so gewagt wie nur möglich, immer schlug es zu seinem Glücke aus. Die vier Jungen schienen sich heute geradezu eine pietätvolle Anhänglichkeit an ihn bewahrt zu haben, und ob auch die Herren Meier und Müller ihre Stühle umdrehten, hinter sich spuckten, die Karten mit dem weisen Zauberspruch: „Hexenfett, Judenleber, dreimal schwarzer Kater!" betupften oder andere weise Vorsichtsmaßregeln ausführten, um das Glück wieder an ihre werten Persönlichkeiten zu bannen, es nutzte nichts, Herr Klimmchen bekam immer wieder den stolzesten Grand oder einen Solo mit einem halben Dutzend Matadoren. Das war doch wunderbar!

Das ging ja beinahe über den Ring des Polykrates. Was bedeutete das? Herr Klimmchen fing an, darüber nachzusinnen, was er wohl heute am lieben langen Tag über gemacht haben mochte: mit welchem Fuß er aus dem Bette aufgestanden war, welchem Glückskind er im Laufe des Tages die Hand gedrückt habe, oder was sonst es verschuldete, daß gerade ihm, dem ausgemachten Pechvogel Klimmchen, der sich niemals einen Zylinderhut zu bürsten vermochte, ohne daß er gegen den Strich die Bürste führte, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit die neckische Fortuna so hold war. Und nicht am Tische der Spielenden allein erregte diese Laune der Glücksgöttin Sensation, nein, um die drei spielenden Freunde herum lagerte sich eine ganze Schar jener oft so fürchterlichen Hyänen des Spieltisches, der Kibitze, um das achte Wunder der Welt, Herrn Klimmchen im Glück, zu beobachten.

Aber es war in der Tat interessant, zu beobachten, wie Herr Klimmchen diese Wandlung seines Geschickes aufnahm. Er, der sonst nur so mit halber Aufmerksamkeit dem Spiel zu folgen pflegte, war heute auf das Spielen ganz erpicht. Als die anderen schon mehrmals hatten aufhören wollen, denn sie glaubten schon längst genug verspielt zu haben, hatte er sie immer noch einmal aufgefordert, weiter zu spielen.

„Ich muß euch doch noch Revanche geben!" so bat er immer wieder von neuem, und diese Revanche bestand darin, daß er immer von neuem gewann, während Meier und Müller nur höchst selten ein Spiel machten.

Klimmchen war vor Freude ganz aus dem Häuschen. Bald lachte er hell auf, bald wieder gab er der Absicht Ausdruck, wenn er nach Hause komme, es heute einmal versuchen zu wollen, seiner Frau zu widersprechen. An einem solchen Glückstage dürfe er es schon einmal wagen, dachte er sich. Ein paar Dutzend Lotterielose wollte er sich auch gleich anschaffen und allerlei ähnliche Vornahmen und Gedanken wälzte er in seinem Kopf herum.

„Von jetzt ab spielen wir täglich oder doch wenigstens dreimal in der Woche unseren Skat!" sagte er liebenswürdig zu seinen Freunden, denn er war ja überzeugt, daß bei solcher Wandlung seines Glückes doch sicher seine Frau gegen dieses rebellische Vorhaben auch nicht das Geringste würde einzuwenden haben. So hatte man ein paar Stunden gesessen. Herr Klimmchen war in dieser Zeit aus einem Pechvogel ein leibhaftiger Glückspilz in den Augen seiner Mitspieler geworden, während er selbst sich schon einzureden suchte, daß es nur sein vortreffliches Spiel sei, das ihn so oft gewinnen ließ.

„So spielt man in Venedig!", so rief er selbstbewußt aus, wenn er sein Spiel gemacht hatte, obwohl er nicht einmal genau wußte, ob man überhaupt in Venedig Skat zu spielen verstand. Endlich aber mußte man nun doch an den Aufbruch denken, Herr Klimmchen in dem stolzen Gefühl, sich heute an hunderten böser Launen des Glückes gerächt zu haben, die Herren Meier und Müller unter dem beengenden Eindruck, mit leeren Taschen das schützende Dach ihres Hauses aufsuchen zu müssen.

Das Kaffeehaus war mittlerweile ziemlich leer geworden, nur um diesen Tisch herum standen noch die Kiebitze, mit sichtlichem Interesse der Berechnung des Gewinnes, die nun stattfand, folgend. Herr Klimmchen, der sonst sehr wenig verzehrte, ließ sich schnell noch, nur um das halbe Dutzend voll zu machen, den sechsten Kognak reichen, ja, er willigte sogar ein — „man muß doch den Glücksgöttern ein Opfer bringen!" meinte er — — für die ganze Skat- und Kiebitzgesellschaft eine Kognakrunde zu bezahlen. Das konnte er sich heute schon leisten!

„5,20," sagte Herr Meier, der die Berechnung übernommen hatte. „Müller zahlt 3 und ich 2,20", und schweren Herzens rückten beide mit dem Gelde heraus; das schmunzelnd Herr Klimmchen, nachdem er die ganze Zeche von 3 Mark 50 Pfennige bezahlt hatte, vornehm in die Westentasche gleiten ließ.

„Bleiben 1 Mark 70 Pfennige," berechnete er hierbei still im Kopf, „das macht wöchentlich 11 Mark 90 Pfennige."

„Nun aber heim!" sagte Herr Meier und erhob sich, während Herr Klimmchen ihn noch zurückhalten wollte und meinte: „Heute ist es hier gar zu schön!" Aber es half ihm nichts, von allen Seiten hatte man sich erhoben, die Kellner sprangen herzu, um den Herren die Überzieher anzuhelfen. Ein Teil der Gesellschaft war schon auf der Treppe, die anderen waren dabei, sich fertig zu machen. Herr Klimmchen hatte unterdessen weiter ausgerechnet, daß er bei einem derartigen täglichen Profit jährlich 620 Mark 50 Pfennig, im Schaltjahr sogar 622 Mark 20 Pfennig erübrigen könnte. Dann aber erhob er sich langsam von seinem Glücksplatz, von dem er sich gar nicht recht trennen wollte, als ob dieser Platz die Stätte des Glücks selber wäre, von dem er nun Lebewohl sagen sollte und nach dessen Verlassen das ganze so wunderliche Kartengebäude von seinem Glücke zusammenfallen müßte. Und um diesen Abschied zu vereinfachen, gab er seinem Körper einen heftigen Ruck, sprang auf, und griff, nein — wollte nach dem Überzieher greifen — — aber ach, wo war der nur hingekommen!

Vergebliches Suchen!

Das wahre Glück hatte an diesem Tage nur einem einzigen gelächelt, nämlich einem Paletotmarder, der die Situation im Lokal geschickt zu benutzen verstanden hatte. Das gab einen trüben Abschluß für Herrn Klimmchen, denn man kann zwar — wie ein altes Märchen lehrt — sehr glücklich sein ohne Hemd, aber nicht ohne Überzieher!

Ein Brief an eine Dame

(mit dem ich mich, das weiß ich, sehr unbeliebt mache.)

Von Rudolf Presber.

Verehrte liebe Gnädige!

Ihr Gatte, mit dem ich gestern abend eine Flasche guten Weins zu trinken die Freude hatte, erzählte mir so nebenbei, daß Sie sich heute einen Bubikopf schneiden lassen wollen und dann Ihre Schneiderin besuchen, um die Frühjahrsgarderobe ein bißchen zur neuen Haartracht nach neuer Mode zu stimmen.

Wird Sie dieser Brief noch rechtzeitig erreichen, ehe Sie den verhängnisvollen Gang tun? Und werden Sie den Brief, wenn er Sie erreicht, mit der Geduld, mit der Sie Ihre Kinderchen anhören, und auch Ihre Freunde, wenn sie ihr Leid zu klagen kommen, zu Ende lesen? Oder werden Sie sagen: was untersteht sich der Mann, sich in meine Privatverhältnisse zu mischen und mir Ratschläge zu geben, die ich, schon weil sie von einem Mann kommen, — nicht befolge!

Ist es nun der Künstler, der Mann oder der Narr in mir, gleich viel, ich höre eine Stimme deutlich sagen: eine schöne Frau, eine wirklich schöne Frau, die sich ohne Not verunstaltet, begeht nicht nur an sich und an denen, die sich als ihre Nächsten herzlich ihres Anblickes gefreut haben, ein Verbrechen. Ich habe aufgeschrien und gewütet, als ich las, daß man ernstlich erwägt, in Venedig die Kanäle zuzuschütten. In Venedig, das eine Freude, ein Traum, eine Sehnsucht war für Tausende, denen kein Stein, kein bunter Pfahl in den Lagunen dort gehörte! Lassen Sie mich mein Temperament beherrschen und nur leise warnen: nehmen Sie uns nicht die Freude, schöne, echte, deutsche, blonde Frau, liebe kleine Mama, Sie in Ihrer echten Weiblichkeit zu bewundern. Bringen Sie nicht, was in all' seiner blonden Jugend so reizvoll, so weiblich und so mütterlich zugleich, einer dummen Mode zum Opfer!

Nun ist's heraus! Und Ihre, reine, weiße Stirn zeigt ein paar böse Fältchen, und der Zorn kräuselt, wie nur so selten, Ihren hübschen Mund.

„Dumme Mode" . . . Meine liebe Gnädige, zunächst wenn es nicht Jean Jacques Rousseau gesagt hätte, der nicht im Geruche stand, Feind der Revolutionen zu sein, hätte ich es mir zu sagen erlaubt, was keines Weisen, nur eines guten Beobachters des Alltags und seiner Menschen bedarf: fast immer sind es die Häßlichen, die die Mode machen, der die Schönen sich törichterweise unterwerfen.

Ich möchte noch eins hinzufügen. Von der Mode weiß man eigentlich so viel und so wenig wie von der Elektrizität. Man kennt ihre Wirkungen, ihren Nutzen (für die Konfektion) ihren Schaden (für die weibliche Individualität); bloß „definieren" kann man sie nicht. Es sei denn, man einigt sich mit mir auf diese Definition: die Mode ist die beste und sicherste Gelegenheit für eine kurze Epoche, sich vor allen folgenden lächerlich zu machen. Ich denke, Sie brauchen nur das Bild Ihrer Frau Mutter in Schinkenärmeln, das

Porträt Ihrer Großmutter mit „Cul de Paris", das Bild Ihrer Frau Urgroßmutter in der Krinoline zu betrachten, und Sie werden Ihr manchmal eigensinniges, aber nie unbelehrbares Köpfchen schüttelnd, meiner etwas harten Definition zustimmen.

Und nun gar die heutige Mode! ... Ich fürchte, die künftigen Generationen werden nicht nur lächeln, nein — die Enkel werden ein wenig ärgerlich sein über die Verirrungen einer, auf ihre Fortschritte so stolzen Zeit, denn unsere ganze Frauenmode von heute läßt sich auf das Kernwort zurückführen: „Vermännlichung"!

Nennen wir's „Transvestitismus" — dann ist es, „wissenschaftlich" festgelegt, der Name eines Krankheitstriebes und, weiß Gott, keine Novität. Die Männer der Karolineninseln tragen lange Haare, die Krieger einiger Indianerstämme auch. Die Frauen von Neu-Mexiko tragen Bubiköpfe, die Weiber auf den Neuen Hebriden gehen kahl geschoren. Warum sollen wir kulturtragenden Europäer — sagt vielleicht ein Saxophonbläser in seinen philosophischen Momenten — die wir die Musik von Negern und die Tänze von kanadischen Rinderhirten übernehmen, nicht unsere Haartracht von den Anachoreten-Inseln übernehmen? Gewiß, warum sollen wir nicht? Man muß nur konsequent sein. Rosa Bonheur, George Sand, Luise Michel sind die ungenannten Vorbilder der Gebildeten unter den heutigen Närrinnen der Mode. Der Chevalier d'Eon, der Vertraute Ludwigs XV. an den Höfen von Petersburg und London, hat die Probe auf die Umkehrung des Exempels gemacht und gezeigt, wie man als Mann in Weiberkleidung das Vertrauen gutgläubiger Schwestern gewinnen und sein Geheimnis bis tief in die Boudoirs tragen kann.

Schön, meine liebe Gnädige, die alten Zeiten — die vielleicht nicht ganz so romantisch waren, wie sie uns heute scheinen — kommen nicht wieder. Die Tage, da Herr Walther von der Vogelweide seine Lieder von Liebe und Frühling sang: „Der Mai mit allen Wundergaben — kann doch nicht so Vorzügliches haben — als ihr viel minniglicher Leib — wir lassen alle Blumen steh'n — und blicken nach dem werten Weib", und die Tage, da Schiller, noch unverlacht und unwidersprochen, behauptete: „Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit!"

Des Weibes weibliche Schönheit. — — Heute ist es ihr Ehrgeiz, von hinten für einen Mann gehalten zu werden und von vorn — auch noch keine Sicherheit über ihr Geschlecht aufkommen zu lassen. Es sei denn — ein süßer Trost ist ihr geblieben — durch die Seidenstrümpfe. Früher, ich weiß, haben die Häßlichen, deren Schönheit nie zur Falle ihrer Tugend werden konnte, sich dem Aberglauben hingegeben, hinreißende, weibliche Reize ließen sich restlos durch Pracht und Wert der Toiletten ersetzen. Noch Goethe hat (ehe er Eckermann eine amüsante Geschichte von Napoleon und dem Schneider der Kaiserin erzählte) in der Kleiderfrage gewarnt: „Man muß den schönen Frauen nicht gar so viel angewöhnen, denn sie gehen leicht ins Grenzenlose!" Aber heute ist die weit gefährlichere „Einfachheit" die Mode geworden; durch Schnitt und Stoff der gewählten Kleider möglichst jede charakteristische Linie des weiblichen Körpers zu verwischen, möglichst männlich, mann-ähnlich zu erscheinen und dem zur Herrschaft zu verhelfen, was eigentlich, — seien wir doch ehrlich — von gewissen, verschwiegenen Kaffeehäusern, in denen auch Kokain gehandelt wird, abgesehen, meist nur in zweifelhaften Singspielhallen und in Kreisen, in denen die Frauen niemals „himmlische Rosen ins irdische Leben" zu flechten gewohnt waren, gern gezeigt und hingenommen wurde.

Vielleicht liegt ein gewisser Mut der modernen Frau in dem Entschluß zum Verzicht auf den Ruhmestitel, „Meisterstück der Natur" zu sein denn, weiß Gott, wenn das mit der künstlich gezüchteten Magerkeit noch so weiter geht, kann es keinem Dichter mehr einfallen, mit Heine zu empfinden: „Des Weibes Leib ist ein Gedicht, — das Gott der Herr geschrieben — ins große Stammbuch der Natur, — als ihn der Geist getrieben." Und die Maler, die sich heute schon beklagen, daß sie keinen wirklich weiblichen Körper für die Aktklasse mehr bekommen, können überhaupt einpacken. Über die Frauen, die Peter Paul Rubens malte, triumphieren die Frauen, denen Magnus Hirschfeld ein Gutachten schrieb.

Verzeihen Sie, liebe Gnädige, wenn ich heftig zu werden scheine. Ein Anwalt der guten Sache — und gibt es eine bessere, als des Weibes Weiblichkeit? — muß es werden, wenn er seine verehrte Klientin in ernstlicher Gefahr sieht. Ich kenne, glauben Sie mir, alle die falschen und verlogenen Argumente, die eine Mode-Irrung — die allerdings manche Ehe-Irrung unmöglich machen wird — listig stützen sollen. Die „größere Bequemlichkeit" — — ich meine, lange Haare zu pflegen, ist nicht zeitraubender, als das ewige Gefältel und Geschnipsel an einem Bubikopf. Und gerade die tüchtigen Frauen, heißt es, schwärmen dafür? Seit wann, bitte? — Die alte Weisheit der Chinesen, die durch das Geschick der Übertragung augenblicklich mal wieder in Europa als Novität gehört wird, hat schon gewußt: Tugend im Herzen, Bescheidenheit im Angesicht, Süßigkeit auf den Lippen, Arbeit in den Händen; das sind die Hauptvorzüge der tüchtigen Frau!

Sie, meine liebe Gnädige, haben alle solche Vorzüge, die nicht nur das chinesische „Buch der Zeremonien" rühmt, vollauf besessen. Besitzen Sie noch. Wollen Sie den Anfang freiwilligen Verzichts machen, wollen auch Sie dem Bubikopf die weitere Vermännlichung folgen lassen? . . . Ich habe Sie erst jüngst im Kreise Ihrer Kinder überrascht, und als ich das Jüngste, mit den zarten Lippen Nahrung suchend, an Ihre — verzeihen Sie mir das so unmoderne Wort — an Ihre Brust geschmiegt sah, und den älteren Jungen zu Ihren Füßen spielend, da kam es mir zum Bewußtsein, daß die schönsten Madonnen des Raffael und Rubens nur ein Gleichnis sind. Ein Gleichnis zu himmlischer Höhe für ein immer wiederkehrendes irdisches Erlebnis. Für den nie zu leugnenden, großen, herrlichen Beruf der Frau, jener stillen, tapferen, gütigen Frau, die alle Zeit und ihre Moden überdauert, der deutschen Mutter! Und alle die zweibeinigen Schirmgestelle mit Bubikopf darüber, die mir auf der Tauentzienstraße die große Gleichmacherei der — nach Rousseau — allemal von den Häßlichen erfundenen Mode beibringen wollten, waren belächelt und vergessen.

Bleiben Sie, was Sie sind, meine verehrte, liebe gnädige Frau! Strahlen Sie weiter Jugend, Schönheit, Güte, Mütterlichkeit aus in eine Welt, die sich nach Narrheit und Entartung auf sich selbst besinnen wird. Lassen Sie die Lästerzungen der Idioten schwatzen: Sie seien „unmodern". Die Gemeinde der Unbeirrten, die, was sie nach der Natur Bestimmung sind, scheinen und bleiben möchten, ist zur Stunde klein. Aber sie wird bald größer werden. Und wenn Ihre wilden Buben erst nachdenkliche Jünglinge, erst besonnene Männer geworden sind, werden sie lächelnd, froh und dankbar vor Ihrem Bilde stehen und sagen: „Das ist unsere Mutter gewesen, wie wir noch klein waren. Und hätte Rubens noch gelebt, — er hätte sie gemalt!" —

Es ist nicht geschmacklos, mit Peter Paul Rubens zu empfinden; es ist nicht schlecht, wie Ihre Söhne zu denken. Und dieses Bewußtsein und meine ehrliche Bewunderung für jede hübsche deutsche Frau, die es noch zu sein wagt, entschuldigt mich und die unzeitgemäße Kühnheit dieses Briefes.

Ich beuge mich über Ihre kleine, gütige Hand und küsse sie dankbar in herzlicher Verehrung.



Bunte Chronik



*** Der Kriegsheld und die Xantippe.** Dem Gerichtshof der serbischen Stadt Uesküb lag dieser Tage eine merkwürdige Frage zur Entscheidung vor. Ein Ehepaar war in Streit geraten. Bevor der Mann den kürzeren zog, umtätlichen Angriffen seiner Gattin zu entgehen, wies er auf seine Kriegsorden hin und beschwor die teure Gattin, einen Balkankrieger mit ihren Schlägen zu verschonen, nachdem der König ihn ja durch Verleihung der Orden geehrt habe. Der wütenden Ehefrau fehlte das Verständnis für derartige Imponderabilien. Sie warf die Ehrenzeichen auf den Boden und bemerkte, daß der König wohl keine anderen Sorgen gehabt hätte, als einen solchen Idioten wie ihren Mann zu dekorieren. Der in seinen Gefühlen tief gekränkte Krieger erbat gerichtlichen Schutz vor seiner serbischen Xantippe. Der Gerichtshof nahm die häusliche Szene ernst, eröffnete ein Verfahren gegen die temperamentvolle Kriegergattin wegen Beleidigung König Alexanders und verurteilte schließlich die Angeklagte zu drei Jahren Gefängnis. Dem Ehemann wurden seine Orden durch den Ortspopen neu geweiht und dann zurückerstattet.

Lustige Rundschau



*** Der geeignete Mann.** A.: „Wir müssen jetzt jemand zu seiner Frau schicken, der ihr die Unglücksbotschaft ganz langsam beibringt." — B.: „Dann ist Müller der richtige Mann dazu — der stottert."

*

*** Klug.** Sie: „Bist du gestern abend auch wirklich auf deinem Bureau gewesen, Max?" — Er: „Eine kluge Frau fragt ihren Mann nicht so." — Sie: „Aber der kluge Mann darf fragen, wenn es seiner Frau . . ." — Er: „O Else, kluge Männer haben überhaupt keine Frauen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.